

es ist aber das auffallendste Beispiel. Wärdten die fränkischen Hund noch recht lange bei diesem ihrem Schibboleth bleiben!

Aber auch hier beobachte man wieder das ungemein feine, oft unheimliche Sprach- und Unterscheidungsgefühl der Mundarten. Wie deutlich klingt mir noch in den Ohren die andere Mehrzahlform, die ich als kleiner Bub von Männern des Volkes im Jörn sagen hörte: „Die Hund, die elenden!“ Hier könnte einer, dem die Gabe der sogenannten höheren Kritik ver sagt wäre, arg in die Irre gehen; er könnte sagen: „Aha, in Bamberg deutliche Spur des bayerischen Einflusses: Die Hund!“ Aber dies wäre weit gefehlt. „Hund“ in dieser Anwendung ist sicher zu erklären aus dem bestimmten Gefühl des Volkes, daß das Wort Hund hier als Metapher (Weichnis) verwendet wird und daher die gewöhnliche Mehrzahlform nicht verträgt. Zugleich klingt „die Hund“ voller, wichtiger als die umgelautete Form und konnte sich daher gerade in dieser Anwendung erhalten.

So behaupte ich denn: Wir Franken haben gemeinsame Erkennungszeichen unserer Sprache. Aber, aber! Gesezt den Fall, es lauerten heute an den Furten eines Flusses die Männer eines feindlichen Heeres stehenden Franke n auf und fragten sie, um sie auf die Probe zu stellen: „Was sind das dort für Tiere?“ — so würden viele Franken sagen: „Das sind Hund e!“ Damit würden sie ja ihr Leben retten, aber sie würden zugleich auch bekunden, daß der neuzeitliche Mensch von Jugend auf zwei Sprachen lernt und gebraucht, seine Muttersprache, das ist die Mundart, und seine Vatersprache, das ist die amtliche Sprache seines Vaterlandes, die Schriftsprache. Die alten Ephraimiten waren von solcher Doppelsprachigkeit noch unberührt; es ist ihnen schlecht bekommen.

Wotan

Da die Wotterl ager zum allernächst besten Gut des Volkes gehören, wollen wir von jetzt an Merkschilde machen damit aus dem ungemein großen Sagenreich des fränkischen Volkes bringen und heute mit ein paar Sagen beginnen, die immer noch deutlich genug von dem alten fränkischen Stammegeist Wotan künden. Die Sagen sind entnommen aus *Dieckmanns Schreiber*, „Von Weibern unweiblich“, Oberbairische Volksagen, 1827, S. 2. *Schulte*, *Nichters*. Wotan erscheint hier wie auch sonst als wilder Jäger, als Herriger des Waldreiches über Schwarzwald verheißt die Hindstirne II, aber auch durch weltlichen Dienst in den Staatsdienst bevestaltet, als Seelenleiter (= dem allgriechischen *Herme*) und als „Seelenverleger“; denn auch die „frommen Heilwäner“ des Fichtelgebirges hat eine vollständige und hier chronologische Umbildung des alten Gottes. Man sieht, wozu weite Wärdten ein paar höchster karmatische Volksagen eröffnen. Ebens wie heute und noch jetzt an in kurzen Worten die Köstlichkeit über das alte Sagenreich sprechen lassen, so will damit vorlich nicht gelagt sein, daß etwas der Lehrer bei der Darstellung der Sagen seinen Qberem durch wissenschaftliche Erklärungen die Wichtigkeit des Sagenreichs nehmen soll; aber willie n mußer, was dahintersteht.

D. Schaff.

Der wilde Jäger im Fichtelgebirg

Der wilde Jäger, der sich früher das ganze Fichtelgebirge zur Ausübung der wilden Jagd erkoren hatte, ist dort seit längerer Zeit verschwunden. Wenn er in der Nacht mit seiner Meute daher jagte, hörte man ihn schon von ferne „Huhaha huhaha!“ rufen, worauf sofort die vielen kleinen Hunde, die ihn begleiteten, lässend einstimmten.

Als dort der wilde Jäger in der Münchberger Gegend einmal am Tage über ein Feld nahe am Walde dahin jagte und dabei unaufhörlich „Huhaha huhaha“ schrie, rief der Besitzer des Waldes: „Hör auf mit dein

Geschrei; diech kennst mer so scho; schieß mer lieber aa was miet, der Wald ghöret ja so mei!" Als der Bauer am nächsten Tage sein Hofstall öffnete, hing ein bluttriefender Pferdelkopf daran, der obendrein noch Hörner hatte. Der eigenartige Pferdelkopf wurde sofort verbrannt. Aber so oft sich die betreffende Nacht jährte, sah man am Hofstall in der Geisterstunde vom ersten bis zum letzten Schläge den verbrannten blutenden Pferdelkopf hängen, der zugleich ein entsetzliches Wiehern hören ließ.

Die graufige Überfahrt

Bu ann die Überfahrt iewern Raa ausn Weg noch Kloster Bang bringt, hott amoll a Fährmoh ghaust. Der hott sich ower scho mit 51 Johr zer Ruh gsetzt. Wenn mern noch der Ursach gfragt hott, hott'er a ganz trübes (trübes) Gesicht gemacht, hott die Maulleffzn (Lippen) henkn lossn und hott dergest: „Rei Fährmonnsleben hott mich gfreit wie nig sunst auf der Welt, bis mer amoll was gepassiert is, daß ich gglabt ho, ich bi ve Gott verlossn. Wie ich amoll mähemaott auf Federhausn zu bi und mich gemietlich auf mein Schtrahfool ausgichtredt ho, schreits wies wilda Geisterheer: „Hull iewer, hull iewer!“ Sowie ich merch aweng humob (bequem) machn will, kimmt glei es Sondmardla und schreit mer Sond nei die Rang; die hett'n aa scho dall Schtaipetla (Säulen) gebraucht und der Schloof hott mich scho ben Schlooffittich latt. Wies ower noch amoll schreit „hull iewer, hull iewer, es is pressant“ — do denk ich es is die Polizei und mach mich ganz schloofstaab auf die Soehn und soht mit mein Schiffla umanand. Es wor tappisfinster, mer hott die Hand net vorn Ranga gsehng. Ower wie ich glücklich niewer kumma bi ho ich ve Mut ner so gepsucht. Rei Batern is auf aamoll ausgeldicht und weitebraat wor la menschliche Seel ze sehng. Wie ich hortig gschwind Feierzeig und Zunder aus der Quasntaschn nimn, is wie wenn ich lauter Dooma (Daumen) hett, — alles zwaa is'n Raa nochernanner nuntergschwumma. Ich bi doch scho be jedn Saumetter hinnawidder gfohn und nett amoll in vernickna Johr ze der Haisaigera (7 Brüder), was wie mit Kamern (Eimern) gschütt hott und nimmer gemaant hott die Welt geht unter, is mer so was gepassiert. Des is Zeit vernarn ghalten denk ich und krieg an morbs Bid (Biel—Jorn). So a Schwoeffbanda so a niederträchtige! — Ich denk be mir, worum sollsta alsfortla (immerzu) dei Zeit verplempern (vergeuden) und dich frozzeln lossn, schteig widder ei und will auf Haamet zu. Ower heiliger Schtrahfool! Auf aamoll frögt's: „Fährmoh bist parat? mir senn 4 Jäger und hamn Wilpert derbei.“ Wie ich gfragt ho, daß ja selwer Feierzeig machn solln, dermit ich'n Fährloch sehng soo, tutts an welt's Pflatscheta und Hoosn auf Hoosn kimmt iewer mich gslung. Derbei hotts so graufig gelacht, daß merch eistlaot in Dudd nuntergeloosn is. Wie mer ans Fährhaus kumma senn hott ze meiner Heznstaid a Batern gebrennt, ower derbei ho ich immer noch a Heidnangst vor denn uheimlinga Hohtgöstn latt. Der Zoh hott mer eh nig mer verschlong, ich wor ner fruh, daß ich die Wöst ohgebraucht ho. Ower Prostemaohzeit! — Die Jäger senn mer auf haasn Fruß noch in Haus nei, sie hett'n mit mir ze redn, hamn ja glogt. Es Schiffla wor zen Auwerknaupn null gepstopt und do sollst da aa an richting Zoh krieng. — Do is merch siedhaas durch alla Knochn ganga, wall ich scho iewerschich gemung latt ho; ower ich ho berhaln mei Maul nett ge-

pödet (nicht unhöflich geantwortet) und ho ner fort genittt und genittt (hin und her bewegt) bis ich die Tür aufgebraucht ho. In der Schtum hamn sa a Pergament aufn Tisch gelegt. Rei Fraa hott graad es Gebetbuch aufgeschlong und wail sa gemaant hott des kennn schlechta Keel saa, hott sa laut gebett: „Dreieiniger Gott beschütze uns vor bösen Geistern, nimn du dem Teufel alle Macht, sei du allein nur Meister!“ Do hott der aa an schauerlichn Fluch gebläät (geschrien) das ann doch Marterbaa ganga is und des wor der leidhaftig Teisl wu sich in a Gemand vo an Jäger gschiebt hott. Die drei annern Opfer hottet sich als Brootn dergattiert (ausersehen) latt. Des ganz Fährnohshaisla wor vuller Schwestdaonps und Gschtaonf. Rei Fraa hott sich in an Trumm fort bekreizt, ich selwer wor wie ve der Welt wed. Als Jaang, das merich nett ewer getraamt hott, wortsch (war es) Pergament nach aufn Tisch gelang, do hamn mir zwuu unnere arma Seeln nei schreiben solln. — Wie ich widder ze mit lumma bin, hott scho der Loog gegraut und ho mich glei ze allererst noch mein Schiffla umgeguckt. Do is vo mit a Lumeraod drinn gelang, denn wor es Genad (Genid) umgedreht. Wie ich ve Grausn gepadt mich ze gleing Fährn auf die Sodn gemacht ho und bi haam ghattert (gelaufen), kimmt a Jäger mit an Pfeerschuß, an Schlapphut und aner feiertrautn Wookerfedern drauf und leitit es Schiffla oo, gibtn an Schtuuß und hosta mich gsehng — fährter n Raa nohernanner nunter. Wie ich glogt ho: „Alla gutn Geister lobn Gott den Herrn!“ hott der Gottseibeituns nach ve weitrn an höllischn Lachera getoo. Und vor meina Fähr jenn aufn Schtaa vier sunknohneia Dulootn gelang. Ich ho glei n Herrn Kaploo ghullt, das der die Sach beschaut hott. Wie er ower es Geld nehma wollt, hott er sich die Hend verbrennt, und nach derzu in Schtaa wor die Fohrl mit Johr und Log egebrennt. — Sell wor mei lehta Fohrt, die hott mer an Knieischer gehn. Ich bi ve dort wedgezuung und mich brächtn laana 10 Pfeer mehr oo denn grauslichn Ort. Dort loo mer nach noch hundert Johrna sehng wu jeder Dulootn gelang war.“ —

Der geisterbannende Feilenhauer

Von den Feilenhauern hörte man in früherer Zeit sehr viel erzählen; diese Männer umspann ein großer Sagenkreis. In der Gegenwart erinnert sich fast niemand mehr dieser früher nur mit Ehrfurcht und abergläubischer Scheu genannten Menschen. Nach dem Volksglauben waren alle Feilenhauer ohne Ausnahme fromme, gottesfürchtige Menschen, die keine Sünde an sich herankommen ließen. Die Feilenhauer haßten die Lüge wie die schwerste Sünde und das Eigentum ihrer Nebenmenschen war ihnen heilig. Auch waren es durchwegs sehr fleißige Menschen. Sie hatten nur den wohl auch verzeihlichen Fehler, daß sie sich ihre geheimnisvolle Arbeit, die sie stets nur in der Nacht verrichteten, sehr gut bezahlen ließen. Ihre Frömmigkeit war der Grund, daß sie die Nacht hatten, Geister zu bannen. Sie trugen die unliebsamen Geister in einem eigens dazu gehörigen Ranzen gegen hohe Bezahlung ins Fichtelgebirge, in der Nähe des Ochsenkopfes an eine Stelle, die im dichtesten Buschwerk durch Felsengrotten gekennzeichnet war. Kam ein Feilenhauer dorthin, während er in seinem Ranzen den gebannten Geist trug, so zeigte sich eine größere Öffnung, welche für andere Menschen unsichtbar blieb. Bekanntlich wurden

auch früher von den Geisterbannern die grauen Männchen oder Püüpala ins Fichtelgebirge gebracht. Es war dies angeblich der einzige Ort, wo man sicher war, für immer von ihnen befreit zu sein. Die Sage berichtet, daß das Fichtelgebirge und hauptsächlich die Nähe des Ochsenkopfes die einstige Heimat der herumgeisterten grauen Männchen war. Sowie ein derartiges Wesen über die Grenze des Fichtelgebirges gebracht wurde, so mußte es dort bleiben. Wo es also Geister oder Gespenster zu arg trieben, da holte man den Feilenhauer, damit dieser den Geist banne und vertrage, vorausgesetzt, daß es reiche Leute waren, bei denen es spukte. Arme Leute mußten ihren Geist behalten. Bei diesem Geschäft gingen oft ein paar Ochsen darauf. Bezahlten die von dem Geist gequälten Leute nicht genug, so trugen die Feilenhauer wohl den Geist fort, aber nicht über die Grenze des Fichtelgebirges, und da sie nur in diesem gebannt bleiben mußten, so kamen sie meist halb wieder und das große Geldopfer mußte doch noch gebracht werden.

Einst kam ein gestorbener Bauer auch wieder zu den Seinigen zurück, immer in der Nacht von halb zwölf bis zwölf Uhr. Wenn die Zeit herankam, wurde das Vieh im Stalle schon vorher unruhig, denn der Herr des Hauses kam wie früher bei Lebzeiten in alten Kleidern in den Stall, löste das Vieh von der Kette und ritt auf demselben wie besessen im Stalle herum. Die Bäuerin und ihre Tochter wagten nicht einen Geisterbanner zu holen, um sich durch diesen von dem Bauern befreien zu lassen; aber der Bräutigam der Tochter, dem diese wiederholt ihre Not klagte, brachte das Opfer. Er versprach dem Feilenhauer fünfzehn Karlin zu bezahlen, wenn er ihn selbst mitgehen lasse, während er den Bauer an Ort und Stelle bringe. Der Feilenhauer ging darauf ein, nachdem er dem jungen Mann das Versprechen abgenommen, auf dem Heimweg keine Silbe zu reden, weil sonst alles umsonst wäre. Auf dem Heimweg dagegen sei jedes Reden erlaubt. Er sagte auch noch: „Wenn wir an Ort und Stelle sind und du willst sehen, was alles in dem großen Loch ist, in das ich den Bauern hineinwerfe, so laß dich nur geschehen, wenn du mich in dem Augenblick auf die große Zehe meines rechten Fußes trittst.“ Der junge Mann versprach alles und beide gingen fast einen ganzen Tag, obgleich sie schon vor Sonnenaufgang von Hause fortgingen. Was der Begleiter des Feilenhauers jenedmal gesehen hat, spottet jeder Beschreibung: er sah in dem bewußten Loch Menschen und Tiere in allen möglichen und unmöglichen Gestalten. Auch ein Vetter des Bräutigams wollte seine Reugier befriedigen und ging zu diesem Zwecke einmal mit dem Feilenhauer nach dem bewußten Blah. Bei seiner Heimkehr wurde er jedoch sehr krank und seine Familie hat nie aus ihm herausgebracht, was er dort gesehen hatte. Dagegen versicherte er, daß fünfzehn Karlin nicht zu viel wären für eine solche Arbeit.

Wenn die Feilenhauer auf ihrer oft weiten Reise Hunger bekamen und diesen durch eine aus dem Felde entnommene Kohlrübe zu stillen suchten, so legten sie jedesmal einen Groschen in Papier gewickelt an die leere Stelle, damit es nicht gestohlenes Gut war. Sooft nun ein Bauer auf seinem Ader einen eingewickelten Groschen an Stelle einer Rübe fand, sagte er jedesmal überzeugt: „Aha, doo holt der Faalnhauer widder amoll am verthroong.“

Volkskundliches für die Schule

Von Wilhelm Pfeiffer, Würzburg

Die Lehrordnung für die bayern. Volksschulen verlangt auf Seite 161: „Der Pflege des Gemütes sollen dienen das Heimatleben und seine Geschichte, das Miterleben des Natur- und Kirchenjahres, heimatliche Erzählungen, Sagen und Legenden, Lieder, heimatliche Bräuche und Sitten u. ä.“

Auf die kürzeste Formel gebracht lautet diese Forderung: Gestalte deinen heimatkundlichen Unterricht gemütvoll! Das wird dem Lehrer eine leichte Aufgabe sein, der selbst einst ein froher Dorfbub gewesen mit hellen Augen und feinen Ohren und der nun als Bildner der Jugend auf dem Lande lebt, noch fest verwurzelt mit der Scholle, mit der Väter Heimat, mit dem Volke, das noch ein Volkstum hat, in dem noch Sagen und Legenden, Sitten und Bräuche lebendig sind. Der Forderung gerecht zu werden ist schwerer für den Amtsgenossen in der Stadt. Und doch muß auch er den Versuch machen zum Besten seiner Schüler und im Dienste eines gemütbildenden Heimathundeunterrichts.

In meinem Würzburger 3. bezw. 4. Volksschuljahrgang versuche ich seit Jahren den heimatkundlichen Unterricht vor allem auch dadurch gemütbildend zu gestalten, daß ich meinen Huben erzähle von den Sitten und Bräuchen, die da und dort noch im fränkischen Volke leben draußen in den Dörfern, von den frommen Männern und Frauen, deren Namen der Kalender verzeichnet, deren Gedächtnistage man in feierlicher Weise begeht. Was ich an solchen Stoffen einer unterrichtlichen Behandlung für wert und würdig halte, das will ich an Hand meines Lehrberichts in aller Kürze Monat für Monat aufzeigen. Daß je nach der Gegend hier Ergänzungen, dort Streichungen notwendig sind und daß im Geschichtsunterricht des 8. Schülerjahrgangs Erweiterung und Vertiefung geboten erscheinen, brauche ich nicht besonders zu betonen.

Januar

Neujahrstag: gehört zu den „Zwölf Nächten“, den Raub-, Los- oder Griesnächten zwischen dem Heiligen Abend und dem Dreikönigstag; Rausch, Schießen und Schreien in der ihm vorausgehenden Silvesternacht sollen die bösen Geister verschrecken, die nach dem Wanken unserer heidnischen Vorfahren in diesen Nächten besonders toll ihr Wesen treiben; Neujahrswünsche in den verschiedensten Formen; wie ich vor vielen Jahren „Neujahr“ wünschte: lange Wünsche auf behilderten Bogen geschrieben, den Eltern, Großeltern, Paten und anderen Verwandten vorgetragen; zum Lohn dafür den Patenbündel (Dobebündel) mit großen Karzipanreibern, Lebkuchen, Brezeln, Äpfeln, Nüssen; wie die Gemeinbediener, Hirten, Gänsehüter Glück wünschen; Bauer geht glückwünschend durch seine Felder, gibt seinem Vieh Brot und 3 Hieseln, auch 3 Gebäckstücke; beeilt sich, um von der Kirche schnell nach Hause zu kommen, damit er auch während des Jahres immer frühzeitig mit der Arbeit fertig wird; will keinen „ersten“ Glückwunsch von alten Frauen, wohl aber von Knaben, denn nur die bringen Glück; Bäuerin kocht Kraut, dann mangelt nie das Geld im Hause.

6. Januar: Dreikönigstag (Oberst, Grobneujahr): Darstellung der hl. 3 „Könige“ in der Kunst; Anbringen der Zeichen C + M + B an